

Deutscher Reichstag.

8. Sitzung am 2. März, 11 Uhr.

Die Generaldebatte über den Etat wird fortgesetzt.

Abg. Schäfer (Str.): Wir müssen eigentlich dem Reichstanzler dankbar sein, daß er den alten Reichstag aufgelöst hat. Denn wir haben jetzt hier einen Oberhofmeister, einen Ober-Schulmeister und einen Ober-Zeremonienmeister. (Heiterkeit.) Herr Windler hat so etwas wie eine neue Auflage des Buches „Hausgeheiß“ — zum Schutze der Arbeitswilligen — verlangt. Davon werden wohl die um Payer sehr entzückt sein! (Heiterkeit.) Herr Semler hat gesagt über die Reichshaberei des Zentrums, über seine „wenig urbanen“ Formen. Der frühere Kulturstampf hat seinerzeit begonnen mit dem Klostersturm in Moskau. Von Kulturstampf sprach man damals auch nicht gleich. Jetzt nun hat sich wieder Aufregung in dem Lager der Herren gezeigt wegen der Franziskaner-Niederlassung in Oberschlesien! Herr Dernburg hat uns mit einer blühenden orientalischen Phantasie Märchen erzählt. Weiter nimmt Redner wiederum das Zentrum in Schutz wegen seiner Forderungen und Abstinenzungen über die Truppenfrage in Südwestafrika im Dezember. Der Zentrumsantrag von damals habe absolut nicht in die Kommandogewalt eingegriffen, sondern nur die Vorbereitung auf die Abfertigung der Truppen fördern wollen. (An dem zu Beginn der Sitzung leeren Bundesratsstische haben sich inzwischen Graf Posadowsky und Dernburg eingefunden.) An einen Eingriff in die Kommandogewalt habe das Zentrum nicht gedacht, denn es sei eine Verfassungsfrage! (Bravos im Zentrum.) Schon Gröber, so bemerkt Redner weiter, habe darauf hingewiesen, daß der Reichstanzler ein ausgezeichnete Debattier sei, er widerlege Bedenken, die gar nicht erhoben seien, auf das gründlichste, und aber wirklich erhabene Bedenken gehe er schweigend hinweg. So habe der Reichstanzler auch bestritten, daß die Regierung einen neuen Kulturstampf wolle. Ja, daß die Regierung ihn wolle, das sei ja auch von niemandem behauptet worden. Aber daß in liberalen, speziell national-liberalen Kreisen ein neuer Kulturstampf gewünscht werde, das habe doch Abg. Gröber zu beweisen. Wer weiß, wie lange der jetzige Kanzler noch im Amt bleibt, und was dann komme? Dr. Schäfer kommt in Wiederholung Gröberischer Ausführungen auf den Wahlfonds und die Einmischung in die Wahlen, und erklärt unter lebhafter Beifall des Zentrums: Wir protestieren auf das allerentschiedenste dagegen, daß die Regierung die Beamten zu ihren politischen Handlungen und Speilübungen degradiert. Sind eigentlich Beamte aus Staatsmitteln mit der Abfassung von Wahlbrochüren beschäftigt worden? Die Kundgebungen der Bischöfe, zu denen sie gewiß ein Recht haben, bedauern wir wegen des Mißbrauchs, den man mit ihnen getrieben hat, weil sie zunächst in liberalen Blättern erschienen sind. Das Bürgertum steht nicht hinter dem Bock. Unsere Wähler sind ebenjogut Reichsbürger, und sie haben ein Votusrecht gehalten mit einer Million Stimmen Plus. Der Reichstanzler möge sein Konzert weiter dirigieren: Dissonanzen hat es schon gegeben, wie können die weiteren Proben abwarten. Wir bleiben die Alten. (Beifall im Zentrum.)

Abg. Gotthein (fr. Bgg.): Die Einmischung der Bischöfe in die Wahlen wünschen wir ebenso wenig wie die der Kapläne. Wohl aber hat das Zentrum es immer verteidigt, wenn die Kanzel entweiht worden ist. (Lärm im Zentrum.) Herr Schäfer hat uns gefragt, ob wir denn nicht mitterten, daß das Reichswahlrecht in Gefahr sei? Nun, Herr Schäfer, jetzt doch weniger als je! Denn die Gefahr von Seiten der Sozialdemokratie aus ist doch jetzt geringer geworden. Und wie kommt gerade das Zentrum uns gegenüber zu solchen Mahnungen. Hat sich das Zentrum jemals ernstlich Wahlrechtsverbesserungen angelegen sein lassen? Etwa in Württemberg? Darauf könnte ihm ja wohl Kollege Payer die nötige Antwort geben! Oder in Preußen? Auch das nicht. Das Zentrum ist offenbar ängstlich, weil jetzt der Reichstanzler im Besitz der Wahlmühle ist, die früher das Zentrum selber hatte! Die Herren Gröber und Schäfer verschäffern, sie hätten immer alles, was für die Kolonien nach ihrer Überzeugung nötig ist, bewilligt. Ja, aber gerade das ist die Frage. Sie haben nicht nur nach Ihrer Überzeugung bewilligt, sondern Sie haben Ihre Forderungen gestellt! (Lärm im Zentrum.) Mit den Ausführungen des Fürsten Sayhelt kann man ja zum Teil zufrieden sein. Nicht mit allem, so nicht mit dem, was er wegen der Übertragung des Reichswahlrechts auf die Einzelstaaten gesagt hat und auch nicht in allem, was er über das Vorsehungsgesetz, aber das Vermingelung in Getreide gesagt. Aber in manchem anderen, wovon Fürst Sayhelt sprach, können wir ja wohl mit ihm zusammengehen. Aber wenn ich daran denke, was gestern Herr Windler von den Konservativen sagte, muß ich gestehen: da ist ein Zusammengehen unmöglich, da wünsche ich mir doch eine andere Gesellschaft. Redner beleuchtet sodann das Zusammengehen von Zentrum und Sozialdemokratie. Herr Bebel hat gemeint, Zentrum und Sozialdemokraten seien von dem Reichstanzler in dieselbe Schlachtlinie getrieben worden. Nun, das ist ein schlechter Zirkel, der sich die Schlachtlinie vom Gegner diktieren läßt! Ich selbst habe die Schlachtlinie, und das weiß ja wohl auch Herr Bebel, in Versammlung stets die Parole ausgegeben: gegen die Reaktion! Der Herr Reichstanzler hat gesagt, er habe sich interessiert für die

Bildung eines Komitees zu Geldsammlungen für die Kinderheilstätten vom 18. Dezember. Wir gehören auch zur Minderheit, wir haben aber, was ich ausdrücklich feststelle, kein Geld davon bekommen, auch keines gewollt. Den Sozialdemokraten, die diesmal lediglich aus Wahlinteressen mit dem Zentrum Hand in Hand gingen, möchte ich doch das qui mange da pape, es muß ins Gedächtnis zurückrufen! Weiter erinnert Redner die Sozialdemokraten besonders noch an das zu verurteilende Verhalten des Zentrums bei den Wahlen in den letzten Jahren! Das Kulturstampf-Gerede des Zentrums sei Schwindel. Auf jeden Fall sei fest, daß von der freisinnigen Vereinigung niemand, auch die Presse nicht, die Kulturstampfbestrebungen im Wahlkampf mitgemacht habe. Graf Posadowsky behauptet, in England seien die Klassen pro Kopf mehr belastet, als bei uns durch Verbrauchssteuern. Ja, weiß denn der Staatssekretär nicht, daß das in England Finanzgölle sind, bei uns dagegen Schutzgölle? T. h. daß bei uns durch die Gölle aus Fleisch und Getreide nicht nur die eingeführte Ware, sondern unser gesamter Verbrauch an Fleisch und Getreide, also auf die ganze inländische Produktion, zum Nachteil der Konsumation verteuert wird! Weiß er das nicht? Unser Zuwachs an Mandaten und Stimmen sei zurückzuführen darauf, daß wir so entschieden die bisherige Wirtschaftspolitik bekämpft haben. (Lärm links: Sehr richtig!) Herr Windler ist auch für die preussische Politik eingetreten. Diese hat nur erbittert! Zumal die neuesten brutalen Erregungen in diesem Kampfe. Auch eine neue Jagdhauseinlage wünscht Herr Windler. Ich kann ihm versichern, unsere drei freisinnigen Parteien werden entschieden gegen eine solche Vorlage sein. Wir alle müssen doch wünschen und hoffen, daß die sozialdemokratischen Arbeiter wieder Interesse an unserem Staate und unserer Gesellschaft gewinnen. Gerade das werden wir aber durch ein Jagdhauseinlage „zum Schutze der Arbeitswilligen“ nur verhindern. Was uns die Regierung an liberalen Dingen versprochen hat, werden wir mit Dank akzeptieren. Auf jeden Fall werden wir aber an unseren liberalen Forderungen festhalten! (Beifall links.)

Staatssekretär Graf Posadowsky bemerkt zunächst dem Abg. Schäfer, der sich auf Ballin und Miquel in seinen Bemerkungen über die Vorstöße gegen das Reichswahlrecht berufen hatte: Ballin habe ja einen solchen Gedanken hingeworfen, und ebenso solle dies — wie in den Memoiren Posadowsky zu lesen sei — Miquel als Minister getan haben. Aber er selbst nehme nicht alles als beschworen an, was in den Memoiren steht. Bei vielen Memoirenwerken habe er gefunden, daß der Schriftsteller alles „vorausgezeichnet“ und selber alles richtig erkannt habe. (Heiterkeit.) Objektiv werde durch Memoiren nicht bemessen. Dieselben verzeichneten nur Eindrücke, die eventuell falsch seien. Herr v. Miquel besaß eine große Verfaßtheit des Geistes (Heiterkeit), er liebt es, Projekte und Probleme durchzuführen. Daraus folgt aber nicht, daß Miquel als Minister jemals bereit gewesen sei, eine Vorlage zu vertreten, an Veränderung des allgemeinen Wahlrechts. Im übrigen, m. Herren, seien Sie doch nicht so nervös in Bezug darauf. Es wird ja über Verfassungsfragen viel diskutiert, begehrigweise aus über das Wahlrecht. Aber wie der Reichstanzler dazu steht, das hat er Ihnen doch hier unwiderleglich und klar dargelegt. Weiter tritt der Staatssekretär einer irrigen Auslegung seiner neutralen Worte über die Auflösung seitens des Bundesrats entgegen. Er habe nämlich nur gesagt, daß der Auflösungsbeschluss von dem Reichstanzler ausgehe, und daß bei der großen Bedeutung einer solchen Maßnahme der Bundesrat ihm nicht nur aus den schwerwiegendsten Gründen zustimme. Er habe damit in keiner Weise andeuten wollen, als habe der Bundesrat im vorliegenden Falle der Auflösung nur mit Rücksicht auf den Reichstanzler zugestimmt. Tatsächlich habe vielmehr der Bundesrat seine Zustimmung erteilt, weil er von der dringenden Notwendigkeit überzeugt gewesen sei. Endlich bleibt noch der Staatssekretär im Gegensatz zu dem Abg. Gotthein dabei, daß die Bevölkerung Englands pro Kopf mit Zölle aus notwendige Verbrauchsmittel — dazu gehören in England der klimatischen Zustände wegen auch Alkohol — höher belastet sei, als in Deutschland. Er bleibe bei dieser Auffassung, obwohl allerdings in England die betr. Zölle Finanzgölle seien. Denn daß in Deutschland die Einfuhrzölle auch den Preis der ganzen heimischen Produktion entsprechend verteuerten, das sei eine Theorie, die nicht bewiesen, und unter Umständen jedenfalls haltlos sei.

Hierauf erfolgt Vertagung.

Im Laufe einer Anzahl persönlicher Bemerkungen befreit unter anderem

Abg. Erzberger, daß er einen Druck auf die Reichsregierung ausüben versucht habe. Die betr. Notiz in der „Nordd. Allg. Ztg.“ sei falsch und die betr. Äußerung des Chefs der Reichstanzler sei eine Unwahrheit.

Präsident Stolberg erklärte es noch für der Ordnung des Hauses nicht entsprechend, weil unzulässig, eine Äußerung des Chefs der Reichstanzler als unwahr zu bezeichnen. (Lärm im Zentrum.)

Montag 2 Uhr: Fortsetzung; erste Lesung der Vorlage betr. Berufs- und Betriebszählung.

Schluß 3¼ Uhr.

Preussischer Landtag.

(24. Sitzung vom 2. März.)

Es erfolgt die Fortsetzung der zweiten Beratung des Handelsetats bei den dauernden Ausgaben, Zuschüsse zur Unterhaltung gewerblicher Fachschulen.

Soheisel (Zentr.) wünscht, daß in diesen Fortbildungsschulen auch Religionsunterricht erteilt werde, und daß die jungen Mädchen in den Haushaltungsschulen für den Beruf als Hausfrau vorbereitet werden.

Böttiger (natl.) wünscht die Bereitstellung größerer Mittel aus den Dispositionsfonds für die Förderung des gewerblichen Unterrichts in Rheinland und Westfalen.

v. Arnim (kons.) fordert ein Gesetz zum Schutze der Arbeitswilligen gegen den Terrorismus der Sozialdemokratie. Redner bittet um Erhöhung des Fonds für die Förderung der nicht gewerbmäßigen Arbeitsvermittlung und zur Rechtsberatung für Minderbemittelte.

Minister Delbrück gibt eine Uebersicht über das bisher auf diesem Gebiete Geleistete und erklärt sich bereit, im Bedarfsfalle für eine Erhöhung des Fonds einzutreten.

Gerischel (Frei. Vp.) kritisiert die Geschäftsgebarung der königlichen Porzellanmanufaktur.

Minister Delbrück erwidert, er könne einstweilen eine Minderung in der Geschäftsgebarung nicht eintreten lassen, da die Uebersichten auf Grund von Vereinbarungen mit der Budgetkommission aufgestellt seien.

Crüger (Fr. Vp.) spricht gegen die Ausführungen, die Hammer vor einigen Tagen

über das Genossenschaftswesen

gemacht hat und nimmt besonders das Buch des Geheimrats Eugenberg aus dem Finanzministerium gegen Hammers Angriffe in Schutz. Eugenberg habe mit Recht die wenig kapitalkräftigen kleinen Genossenschaften als „Monstra“ bezeichnet. Redner hofft, daß es der Regierung gelingen werde, mit den zur Verfügung stehenden Fonds die energische Förderung der kleinen Gewerbebetriebe durchzuführen.

Hiermit ist der Handelsetat erledigt.

Es folgt der Etat der Zentralgenossenschaftskasse.

Hammer (kons.) weist die Angriffe Crügers zurück und führt dann aus, wenn die kleingewerblichen Genossenschaften sich dem Schulze-Delitzschen Verbands nicht anschließen, so geschah dies, weil sie nicht abhängig sein wollten. Der Abg. Crüger möge lieber mit den kleingewerblichen Genossenschaften zusammenarbeiten, statt sie immer anzugreifen.

Nachbender (Zentr.) erklärt, die ländlichen Genossenschaften möchten zur Entschuldung des kleinen ländlichen Grundbesitzes dienstbar gemacht werden, denn der Bauer wende sich in Geldangelegenheiten nicht gern an große Geldinstitute. Redner wünscht eine Erhöhung des Grundkapitals der

Zentralgenossenschaftskasse.

Finanzminister Frhr. v. Rheinbaben dankt dem Vordrucken für die wohlwollende Beurteilung der Tätigkeit der Preussischen Kasse. Dieser hätten sich jetzt nahezu 2 Millionen Mitglieder angeschlossen, mit ihren Familien also gegen acht Millionen Personen. Der Umsatz der Kasse betrug ungefähr 12 Milliarden. Die Frage der Erhöhung des Kapitals der Kasse bedürfe der Erwägung. Die Kasse habe bei einem Reichsbankdiskont von 6½ Prozent nur 4 Prozent Zinsen verlangt. Der Gedanke des Vorredners, daß die Genossenschaften sich in den Dienst der Entschuldung des kleinen ländlichen Grundbesitzes stellen sollten, halte er für sehr fruchtbar. Der Staat könne aber die Aktion nicht in die Hand nehmen; er würde dann in kritischen Zeiten, wo vielleicht schon Einnahmen aus den Eisenbahnen ausfielen, durch Anforderungen überlastet werden.

Crüger (Frei. Vp.) wendet sich gegen die Ausführungen Hammers. Das bedenklichste an der Zentralgenossenschaftskasse sei die von ihm bewirkte zu starke Konzentration nach oben, welche die selbständige Entwicklung der einzelnen Genossenschaften erschwere. Redner geht dann auf die Verhältnisse der Milchkassenzentrale ein.

Seilgenstadt erklärt, die Milchkassenzentrale sei hauptsächlich dadurch zu Falle gekommen, daß eine große Anzahl Mitglieder ihr untreu wurde. Die Zentralgenossenschaftskasse stehe in keiner unmittelbaren Verbindung mit dem Hauptverband der gewerblichen Genossenschaften. Der Vorwurf einer zu starken Konzentration sei unberechtigt. Es werde nach Möglichkeit im Gegenteil die Selbstverwaltung der Genossenschaften gefördert. Die Vorwürfe gegen die Diskonrpolitik der Kasse seien gleichfalls unbegründet. Nicht die preussische Kasse, sondern die allgemeinen Verhältnisse hätten den hohen Reichsbankdiskont herbeigeführt.

Hierauf wird die Weiterberatung auf Montag 11 Uhr vertagt. Außerdem Etat der indirekten Steuern. Finanzministerium, kleinere Etats.

Hohenlohesches Hafermehl

verhütet Erbrechen und Durchfall. Kinder, die Milch allein nicht vertragen, oder an englischer Krankheit leiden, gedeihen vorzüglich, sobald der Milch Hohenlohesches Hafermehl zugesetzt wird.

Sicher u. schmerzlos wirkt das echte Radlauer'sche Hohenlohesche Hafermehl. 31. 60 Pf. Nur echt aus der Kronen-Apotheke Berlin, Friedrichstraße 109. Depot in den meisten Apotheken und Drogerien. 2036

Aus der Umgegend.

* Mainz, 3. März. Ein Sittlichkeitsverbrecher treibt seit gestern wieder sein Unwesen in der Stadt. In der Reichstadt sprach er an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten ein Mädchen und einen Knaben an, ließ sich in ein Gewand ein und begleitete dann die Kinder in die Häuser, wo sie wohnten. In den Hausfluren ließ er sich dann die Sittlichkeitsverbrecher zuschanden kommen. — Eine ältere Dame ist seit einigen Tagen verschwunden, man glaubt, daß sie ihrem Leben ein Ende gemacht hat, sie hatte sich an dem Tage, an dem sie verschwand, zu der Oberin eines Klosters begeben, um dort aufgenommen zu werden, was die Oberin abgelehnt hatte. — Die Stadt hat sämtliche eiserne Tore in der formierten Mauer — 43 an der Zahl — die die Stadt von dem Rheinstrome abschließen, als alles Eisen verkauft. Die Tore hatten ein Gesamtgewicht von 40000 Kilogramm.

* Gießen, 3. März. Mit dem 1. April d. J. wechselt das bekannte und renommierte Restaurant Cray seinen Besitzer. Die Wiesbadener Kronenbrauerei hat solches von diesem Termine ab gepachtet. An dem Gebäude beabsichtigt man bauliche Veränderungen vorzunehmen, so soll auch u. a. an der östlichen Front ein Eingang gebrochen werden. Als Wirt ist Herr Jakob Fleischer in Aussicht genommen.

* Höchst, 3. März. Zur Gründung eines national-liberalen Vereins waren gestern Abend über 200 Personen aus der Stadt und der näheren Umgebung im Saale des Hotel Kasino erschienen. Herr Justizrat Hauser eröffnete die Versammlung, deren weitere Leitung ihm gleichfalls übertragen wurde. Eine gute Parteiorganisation, meinte er, erleichtere ein erfolgreiches Zusammengehen mit anderen Parteien. Die Versammlung sei einberufen, um für Höchst einem längst gefühlten Bedürfnis zu entsprechen und die Organisation auch hier mehr auszubauen. Er stehe einer Einigung der verschiedenen liberalen Gruppen sehr sympathisch gegenüber. Eine lebhafteste Aussprache fand bei der Beratung der Satzungen statt. Die Annahme der Satzungen erfolgte in der vorbereiteten klaren und sachlichen Fassung. Herr Justizrat Hauser schloß die Versammlung mit abermaligem herzlichem Dank für das bewiesene große Interesse und teilte mit, daß dem neugegründeten Verein bis zur Stunde schon 200 Mitglieder beigetreten seien.

* Frankfurt, 3. März. In der Bergerstraße oberhalb der Eichwaldstraße wurde heute mittag gegen ein Uhr ein vierjähriger Knabe, Sohn des Peterweilstraße 24 wohnenden Schuhmachermeisters H. Doll, von der Trambahn überfahren und auf der Stelle getötet.

* Limburg, 3. März. Herr Stadtschreiber J. Wenz, ein geborener Rheingauer (Erbacher) ist in Anerkennung seiner bisherigen Tätigkeit im Dienste der Stadtgemeinde von den städtischen Behörden zum „Oberstadtschreiber“ ernannt und ihm gleichzeitig eine namhafte Gehaltszulage gewährt worden.

* Nassau, 3. März. Nunmehr wird auch unsere Stadt ein neues Amtsgericht nebst Dienstgebäude anstelle des bisherigen erhalten. Das alte Dienstgebäude gedient der Justizfiskus zu verkaufen.



Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

Nr. 54.

Dienstag, den 5. März 1907.

22. Jahrgang.

Irrwege.

Roman von Hedwig Lange.

Fortschung.

[Nachdruck verboten.]

Ottos Blicke ruhten mit innigem Mitleid auf Magdalens klabstem Gesicht, dem man es ansah, daß sie zu Tode erschöpft war, daß nur die Aufregung sie aufrecht erhielt, und daß sie zusammenbrechen würde, wenn erst alles vorüber war. Er redete ihr zu, sich einige Stunden auszuruhen, aber sie lehnte diese Zumutung ab und blieb auf ihrem Plage. Dann herrschte wieder die frühere lautlose Stille im Zimmer, daß man das Ticken der Wanduhr von dem Wohnzimmer her und wieder den Schritt eines nächtlichen Wanderers von der StraÙen herauf vernehmen konnte. So währte es eine lange Zeit, ehe die Kranke aus ihrer Lethargie emporfuhr und leise zu sprechen begann: „Nein, nein, Frißing!“ rief sie angstvoll fliegend, „du sollst ja nicht, wenn du nicht magst, ich will dir ja nicht zu reden.“

Und nach einer Weile: „Toska von Borowski will ihn dir nehmen, mein armes Kind? Nein, nein, sie darf es nicht, ich leide es nicht!“

Nach einer Pause begann sie von neuem in bittendem, beschwörendem Tone:

„Sei doch nicht so hart, Vening, sprich doch erst mit ihm, ehe du ihn verurteilst.“

Lange war sie dann wieder ganz still, bis sie plötzlich in verändertem, fast heiterem Tone sagte:

„Habt ihr euch vertragen? Ach, das ist schön, das ist brav, Vening!“

Da hielt es Otto, der tief erschüttert zugehört hatte, nicht länger. Mit bittender Gebärde streckte er Magdalene die Hand entgegen und flüsterte:

„Verzeihung!“

„Ich habe Ihnen nichts zu verzeihen,“ erwiderte Magdalene abweisend. „Was konnten Sie dafür, daß Sie Fräulein von Borowski lieber gewannen als mich?“

„Doch, viel haben Sie mir zu vergeben. Ein Frevel war jeder Gedanke, den ich an eine Unwürdige verschwendete, jede Regung des Wohlgefallens, die mich aus Ihrer reinen Nähe hinweg einem trügerischen Irrlichte folgen ließ. Mehr habe ich Ihnen damit angetan, als Sie vergeben könnten, und doch bitte ich um dieser Kranken willen, die den Neugeborenen wieder mütterlich an ihr Herz nehmen würde, um ihretwillen: vergeben und vergessen Sie!“

Sie legte ihre Hand in die seine noch immer ausgestreckte, langsam, fest und sagte freundlich: „Ich verzeihe!“

„Dank, dank, Magdalene!“

Nun wurde es wieder still zwischen den beiden, auch die Kranke war kraftlos in die frühere, stumpfe Bewegungslosigkeit zurückgesunken. Sie lag so still, daß man sie für tot hätte halten können, wenn nicht hin und wieder ein röchelnder Atemzug ihre Brust gehoben hätte.

Stunden waren vergangen, die röchelnden Töne wurden seltener und seltener, und in langer Angst blickten die drei Menschen, welche so friedlich wie einst in vergangenen Tagen beieinander saßen, in gemeinsamer Sorge auf sie, und hin

und wieder stand Otto Hellwig auf, um sich lauschend über sie zu beugen. Das erste, fahle Morgengrauen kämpfte schon mit dem Licht der verhängten Lampe, als er wieder aufgestanden war und sie beobachtete, während die Blicke der Geschwister in verzehrender Spannung an seinen Wienen hingen. Da wandte er sich plötzlich jäh um und flüsterte mit vor Erregung fast erstickter Stimme:

„Sie schläft! Versteht ihr, was das heißt? Sie ist gerettet, wenn dieser Schlaf einige Stunden anhält. O, still, still, hier ist ein Wunder geschehen!“

Ein Wunder, ein Wunder! tönte es in des Rektor Brust. Ungläubiger, hörst du? Ein Wunder! Tiefbewegt beugte er sich neben der erschütterten Schwester über die Mutter, um sich gemeinsam mit ihr zu überzeugen, daß ihre Brust unter leisen, feisen, aber regelmäßigen Atemzügen auf- und niederwogte, daß ihr Gesicht den Ausbruch eines friedlich Schlafenden trug.

Wie wunderbar ist ihm zumute! Wie einem Heimwehkranken, der sich in dunkler Nacht verirrt und mit heißer Sehnsucht nach dem Lichtschein seiner heimatlichen Hütte drängt. Tausendmal hatte ihn ein Irrlicht genarrt, dem er in törichter Verblendung nachgejagt war — doch nun fühlte er festen Boden unter den Füßen, der Lichtschein wird größer, heller, wärmer; er steht entzückt am heimatlichen Herd! Sein Herz strömt über von Reue und Dank, und seine Seele leistet ein stummes Gelübde, einen heiligen Freuschwur.

Noch einmal bat Otto Hellwig Magdalene, sich niederzulegen, und nun ging sie ohne Widerrede, die Aufregung der letzten Augenblicke hatte völlig überwältigend auf sie eingewirkt. Als sie nach einigen Stunden — die Sonne schien hell durch das Fenster — wieder in dem Krankenzimmer erschien, fand sie den Doktor und Friß noch immer am Krankenbette, den Schlummer der Kranken bewachend, welcher ununterbrochen bis zu diesem Augenblicke gewährt hatte.

Jetzt regte sie sich, jetzt schlug sie langsam die Augen auf und begann mit völlig verständnisvollem Blick, zum erstenmal nach langer Zeit, um sich zu schauen.

„Seid ihr alle da?“ flüsterte sie. Es schien, als befremdete sie es nicht, auch Otto Hellwig neben ihrem Bette zu sehen, die Ereignisse der letzten Zeit mochten wohl ihrem noch angegriffenen Gedächtnis entschwunden sein. „Frißing, Vening und auch du, Otto.“

„Mir hat schon so schön geträumt,“ fuhr sie nach einer Weile fort, verklärt vor sich hinblickend. „Ich war in der Kirche, in einer großen, schönen Kirche, die Orgel ertönte, so schön, so feierlich, daß mir unbeschreiblich selig zumute war. Dann schwieg die Orgel und der Pastor bestieg die Kanzel, der Pastor warst du, Frißing. Und da sahst du so schön aus, so begeistert, und andächtig lauschte ich mit der verstaumtesten Gemeinde deiner Predigt.“

Tief ergriffen neigte sich Friß über die Mutter.

„Mutter, liebe Mutter, dein Traum soll Wahrheit werden, will's Gott, in nicht zu langer Zeit!“ flüsterte er.

Frau Holm lächelte glücklich, ohne über seinen plötzlichen Entschluß Befremden zu verraten, und versank dann wieder in die träumerische Ruhe der Genesenden. Doch plötzlich schien ihr eine verlorene Erinnerung wiederzukommen; sie versuchte sich aufzurichten und sagte mit einem Blick auf Hellwig und Magdalene:

„Aber habt ihr denn euch vertragen?“

Magdalene bettete sie sanft wieder in die Kissen zurück und sagte leise:

„Ja, ja, Mamachen, aber nun schlafe nur wieder, er ist dir so gut, der Schlaf!“

Wieder lächelte Frau Holm glücklich und schloß mit befriedigtem Aussenstzen gehorsam die Augen.

Langsam, aber stetig besserte sich seit diesem Tage der Zustand der Kranken. Seitdem jede Gefahr für ihr Leben ausgeschlossen war, überließ Hellwig den Platz am Bette fast allein wieder Doktor Burkhardt, welcher seinen Augen kaum trauen zu glaubte, als er Frau Holm am Morgen nach der entscheidenden Nacht wieder sah. Eine begreifliche Scheu hielt Otto fern, aber Frau Holm, welche in dem Glauben war, daß sein Verhältnis zu ihrer Tochter wiederhergestellt war, wunderte sich über sein seltsames Kommen und fragte öfters ungeduldig nach ihm. Magdalene hatte nicht den Mut, ihr den Wahn, welcher sie so glücklich machte, zu rauben, solange sie schwach und hilflos war, und ersuchte deshalb sein Erscheinen, so peinlich auch ihre Empfindungen dabei waren. Ja, sie ersuchte es und suchte sich selber einzureden, daß sie dies ihrer Mutter wegen tat; doch wäre sie völlig ehrlich gegen sich selbst gewesen, so hätte sie sich eingestehen müssen, daß auch ihr etwas fehlte, seit er nicht mehr kam, daß der Gedanke sie mit Trauer erfüllte, ihm nun wieder völlig fremd werden zu sollen, nachdem die gemeinsame Sorge am Krankenbett sie wieder zusammengeführt hatte. Aber immer seltener kam er und als er sich blicken ließ, und Magdalene mit verlegenen Ausflüchten auf die ungeduldrigen Fragen der Mutter zu antworten gezwungen war, entschloß sie sich endlich, an den Doktor zu schreiben. Sie bat ihn um einen Besuch und schrieb ihm auch, weshalb sie es that.

Nach einer halben Stunde, nachdem ihre Zeilen zu ihm gelangt waren, klopfte es an die Tür. Es war nicht jenes rasche, ungeduldige Pochen, welches Magdalene von früher kannte, nein, es klang zaghaft, scheu, als fürchte sich der Draußenstehende vor dem Eintreten, und dann kam Otto Hellwig, blaß und erregt aussehend, über die Schwelle.

„Verzeihen Sie mir,“ sagte Magdalene, ihm entgegengehend, „daß ich Ihre Zeit für meine Mutter in Anspruch nehmen will, aber sie fragte soviel nach Ihnen, wünschte ungeduldig, Sie zu sehen, daß es mir wehe tat, ihren Wunsch nicht zu erfüllen. Sie wissen ja doch —“ Magdalene senkte verlegen erröthend die Augen — „daß die Mutter sich leider noch immer in einer Täuschung in bezug auf unser Verhältnis zu einander befindet, und daß ich bisher doch nicht den Mut hatte, ihr die Wahrheit zu sagen.“

„Aber einmal werden Sie diesen Mut haben?“

„Gewiß, es muß doch sein, sobald sie kräftiger ist und Enttäuschungen zu ertragen vermag.“

„Muß es sein?“ fragte er leise zurück. „O, Magdalene, kann es zwischen uns nicht wieder werden, wie es früher war? Kannst du — können Sie nicht verzeihen?“

„Sie wissen, daß ich es längst getan habe, aber —“

„Aber du willst sagen, daß Vertrauen und Liebe zu dem Manne, der hier vor dir steht, unwiederbringlich dahin sind.“ Sie senkte den Kopf tiefer, ohne zu antworten.

„Aber dieser Mann, der steht mit einem geküßten Herzen vor dir; er hat endlich begriffen, welch einen Schatz er be sessen und nicht zu würdigen verstanden hat, aber in Zukunft — Magdalene, was bedarf es denn der Versicherungen, ich habe ja nicht aufgehört, dich zu lieben, und ich war ja unsäglich elend, als ich dem Irrlicht nachjagte, Magdalene!“

Er sagte nichts weiter, aber desto berebter baten seine Augen. Sie zögerte noch eine Weile, mit sich kämpfend, dann machte sie ihm einen halben Schritt entgegen. Mit leisem Aufschrei zog er sie in seine Arme.

„O, Magdalene, hab' Dank, Dank! Du sollst es nie bereuen, es ein zweites Mal mit mir gewagt zu haben!“

Eng umschlungen traten sie nach einer Weile, während sie sich still ergrißen in den Armen gelegen hatten, ins Krankenzimmer. Frau Holm sah aufrecht im Bette, und über ihr blaßes, abgemagertes Gesicht zog ein glückliches Leuchten beim Anblick der Liebenden.

„Da bist du ja endlich wieder, Otto,“ sagte sie, „wie lange du diesmal ausbliebst!“

XII.

Im ersten Stock eines Hauses in einer der vornehmsten

Straßen Frankfurts stand in der langsam beginnenden Dämmerung eines Januartages ein junges Mädchen am Fenster und schaute auf die Straße hinaus; sie beobachtete den gleichmäßigen, sanften Fall der Schneeflocken, folgte mit den Augen den Passanten auf dem jenseitigen Bürgersteig, alles mit einem müden, gelangweilten Ausdruck, der wenig mit ihrer Jugend und Schönheit harmonieren wollte. Olga von Borowski war's.

Da belebte sich plötzlich ihr Gesicht; schärfer, fester bestete sich ihr Auge auf eine einzelne Gestalt, eine Männergestalt, welche raschen Schrittes dahergekommen war und nun ihrem Hause gegenüber stehen blieb und hinausblickte.

Ein leiser Ausruf tönte von ihren Lippen, als sie in das Gesicht des Mannes blickte. Kein Zweifel — Rektor Holm! Und nun kam er schon über die Straße, ins Haus! Sie legte die Hand auf das klopfende Herz und horchte, bis die Klingel durchs Haus tönte. Sie rührte sich nicht, wie gebannt blieb sie stehen, startete auf die Tür, lauschte dem Klange der wohlbekannten Männerstimme, welche nach Herrn von Borowski fragte, und hörte ihn schließlich an die Tür pochen. Und nun wurde diese geöffnet. Er schien sich erst an die Dämmerung, welche in dem großen Gemache herrschte, gewöhnen zu müssen, ehe er die regungslos Dastehende erkannte.

„Fräulein Olga!“ rief er dann.

Nun kam sie langsam näher.

„Herr Rektor,“ flüsterte sie, „Sie hier? Wie kommen Sie hierher?“

„Warum? Ich wollte Ihnen Vorwürfe machen, daß Sie uns ohne Gebewohl verlassen konnten, daß Sie es mir so schwer gemacht haben, von Ihnen zu hören.“

„Und deshalb kommen Sie?“

„Nicht allein deshalb. Nein, ich wollte Sie noch etwas fragen, Fräulein Olga!“

Er machte eine Pause, während sie in bekommenem Schweigen zu ihm auf sah.

„Fragen wollte ich Sie, ob Sie sich entschließen könnten, meine kleine Frau zu werden; ich habe die Pfarre in Arnstfeld erhalten.“

„Herr Rektor! Frib!“ stammelte Olga, ihn einen Moment fassungslos anstarrend; aber als er schon die Arme ausbreitete, da sank sie aufschluchzend an seine Brust.

Es dauerte lange, ehe sich die Erregung in den beiden gelegt hatte und sie endlich still und glücklich, die Erlebnisse der vergangenen letzten Zeit miteinander austauschend, im Sofa saßen.

„Wie geht es deiner Mutter und Magdalene?“ fragte Olga.

„Mutter ist jetzt vollkommen wiederhergestellt, nachdem sie lange Zeit schwer krank war, und Magdalene ist vor acht Tagen Doktor Hellwigs glückliche Gattin geworden.“

Olga faltete beglückt die Hände.

„Also doch! Gott sei Dank! Wie froh bin ich, daß wieder alles gut geworden ist, fühlte ich mich doch mit Schuld an der traurigen Wendung, welche das Geschick deiner Schwester zu nehmen drohte. Mögen sie recht, recht glücklich werden!“

„Ich hoffe es,“ sagte Frib ernst. „Denn Hellwig, dessen etwas leichtsinniger, oberflächlicher Charakter mir immer einige Besorgnisse eingegeben hatte, ist in der letzten Zeit ein anderer geworden, und ich sehe nun ohne Sorge das Geschick meiner Schwester in seinen Händen, umsomehr, als auch seine äußeren Verhältnisse eine günstige Wendung genommen haben. Doktor Burkhardt hat sich zur Ruhe gesetzt, und der größte Teil von dessen Praxis ist nun auf meinen Schwager übergegangen; es wäre auch wohl so geschehen —“ Holm lächelte etwas ironisch — „denn Hellwig ist der interessanteste Mann des Tages, er hat eine Zeitlang von sich reden gemacht, deshalb beeilte sich ein jeder, sich in seine Behandlung zu begeben.“

„Wie haben die Arnsteiner die erneute Verlobung aufgenommen?“

„Hoffentlich sind sie jetzt völlig zufriedengestellt; einige Zeit mag es wohl erregt genug unter den Klatschungen der Stadt zugegangen sein. Doch lassen wir dies Thema ruhen, sprechen wir lieber von uns — von unserem Glück.“

Die Dunkelheit war inzwischen völlig hereingebrochen, niemand kam, um Licht zu bringen, niemand störte sie.

„Papa ist ausgegangen,“ erzählte Olga auf eine Frage Holms nach ihm, „und Tosla ist verreist. Sie hat die Absicht, wieder zur Bühne zu gehen, seit ihre Beziehungen zu Herzberg, dem nachtheiliges über die Vergangenheit seiner Braut zugetragen worden ist, ein Ende haben.“

Olga begann zu weinen, als sie dies erzählte. „Ach, Frib, du glaubst gar nicht, was für unerquickliche, häßliche Szenen wir wieder mit Tosla erlebt haben, wie unglücklich ich mich in diesem Hause fühle, das doch mein Vaterhaus ist. Ach, ich

bin froh, so froh, daß du mich hinwegnehmen willst in reinere, friedlichere Verhältnisse!"

"Mein armes Lieb, weine nicht mehr, nun soll alles gut werden. So freust du dich darauf, daß du als Pastorsfrau in die Pfarre zu Urnsfelde einziehen wirst?"

"Ob ich mich freue!" rief sie innig und gedachte jener unvergessenen, schönen Träume ihres Konfirmationstages, welche nun Wahrheit werden sollten — beglückende Wahrheit.

— Ende. —

Schwächliche in der Entwicklung oder beim Lernen zurückbleibende: Kinder, sowie blutarme, sich mattsühlende und nervöse überarbeitete, leicht erregbare frühzeitig erschöpfte **Erwachsene** gebrauchen als Kräftigungsmittel mit großem Erfolg **Dr. Pommel's Haematogen**.

Der **Appetit** erwacht, die **geistigen** und **körperlichen Kräfte** werden rasch gehoben, das **Gesamt-Nervensystem** gestärkt.

Man verlange jedoch ausdrücklich das **echte „Dr. Pommel's" Haematogen** und lasse sich keine der vielen Nachahmungen aufreden.

Tolles.

Aus dem Dänischen von Jacob Hilbitch.

(Nachdr. & verboten.)

Die alte Brigg „Hermine“ aus Frederikshavn lag an einem der großen Holzplätze, um Holz für England zu laden. Die Ladung war schon übergenommen und am nächsten Morgen sollte ausgeliefert werden, als der Decksjunge Peter aus Sponviken die Erlaubnis zum Zurückbleiben erhielt. Er hatte keine rechte Scheid auf die See und saß immer da und ließ den Kopf hängen und heulte, daß es nicht auszuhalten war. Mit dem Jungen war nichts anzufangen, und da war es das Beste, daß er seine Kiste nahm und wieder abtrottelte.

Der Schiffer Danielsen von der „Hermine“ war hierüber aber nicht wenig ärgerlich. Er hatte sowieso einen Mann zu wenig, und in dieser Jahreszeit — es war Hochsommer, erst Ende August — war es nicht leicht, einen Ersatz zu schaffen.

Deswegen war der Schiffer denn auch sehr froh, als der Schiffshändler Berg ihm erklärte, daß er ihm einen andern Decksjungen schaffen wolle. Es sei zwar nur ein Bauernjunge, welcher nie vorher auf See gewesen sei, er sei aber groß und stark und seine Mutter, die häufig in seinen Laden käme und ihm Kartoffeln zum Kaufe anböte, hätte ihn so bringend gebeten, dem Jungen einen Platz zu besorgen.

„Nun ja,“ meinte der Kapitän, „wenn er morgen zur rechten Zeit kommt, will ich ihn mitnehmen.“

„Das wird er schon,“ sagte der Kaufmann. „Es sind heute gerade Bauern aus der Gegend hier. Durch sie werde ich der Frau Nachricht senden.“

Am nächsten Tage kam der Junge. Tolles hieß er. Er kam in einem Bauernkarren gefahren. Neben ihm saß seine Mutter. Sie fuhr den Kai entlang auf den Holzplatz und hielten neben der „Hermine“. An Bord standen die Matrosen und sperrten die Augen auf.

— Sollte das der neue Decksjunge sein?

Einen solchen Decksjungen hatten sie noch nie gesehen, denn Tolles erschien in seinen besten Kleidern, und diese bestanden aus grauem Fries. Die Weinkleider fielen bauschig über die Knie, und dann trug er das unglückliche Fasson eines Bauern-hon jour hinten mit Hornknöpfen, und was das schlimmste war: auf dem Kopfe hatte er einen bunten Strohhut, mit einem dünnen baumwollenen Bande garniert.

Er nickte den Matrosen freundlich zu und sagte, daß Kaufmann Berg ihn geschickt habe. Er käme als Schiffsjunge für die „Hermine“.

Die Matrosen an Bord aber lachten und stießen einander in die Seite.

Da stiegen Tolles und seine Mutter ab und schickten sich an, eine rotgestrichene Kiste mit rundem Deckel, Hängeschloß, Jahreszahl und Namen in gelber Schrift herunterzuholen. Einige Male blickte Tolles fragend nach dem Fahrzeuge hinauf, ob es nicht jemandem der Besatzung einfallen sollte, herunterzukommen und ihm zu helfen. Da aber niemand hierzu Anstrengungen machte, fing er an, sich die Kiste allein

aufzuladen. Die Mutter wollte ihm helfen und faßte nach dem einen Handgriff. Er schob sie aber sanft beiseite, hob die Kiste mit beiden Händen auf und setzte sie sich auf die Schulter. Dann blickte er sich einen Augenblick um und schritt auf die Schiffsleiter zu. Mit der einen Hand hielt er die große volle Kiste auf der Schulter fest, mit der anderen umklammerte er die Leiter und kletterte dann über die Kelling auf die Decklast hinauf. Da setzte er die Kiste nieder und küßte den bunten Strohhut zum Gruße gegen die Mannschaft.

Der Steuermann kam ihm lächelnd entgegen.

„Wie heißt du? Du willst mit uns?“

„Ich heiße Tolles Högela; Kaufmann Berg unten an der Brücke sagte, daß ich gleich hierbleiben könne.“

„Ja, ja, setz nur die Kiste in den Kooß. Hier an der Leiter kann sie nicht stehen bleiben.“

Tolles blickte sich ratlos um, dann ging er nach hinten.

„Nein, nein, zum Teufel! Dort hinten ist die Kajüte, vorne in den Kooß,“ lachte der Steuermann und zeigte auf das Mannschaftslogis — „geradeaus. Ja, ja, Himmel, weiß der Mensch noch nicht einmal, wo der Kooß ist.“

Tolles wurde feuerrot. Er suchte mit der Kiste auf dem Vorderdeck umher. Schließlich blieb er vorn an der Kooßtüre stehen und wandte sich fragend nach dem Steuermann um, dieser nickte und lachte, und Tolles zwängte sich mit seiner Kiste durch die enge Tür. Nachdem er sich seiner Last entledigt hatte, begab er sich wieder auf die Brücke und nahm von seiner Mutter Abschied, kurz und flüsternd. Er blieb einen Augenblick stehen und sah ihr nach, während sie davonrollte. Dann kletterte er wieder die Leiter empor. Das erste, was er sah, als er wieder beim Kooß anlangte, war die Kiste. Sie stand jetzt wieder draußen. Er trug sie nochmals hinein und begab sich nach hinten, um den Steuermann zu sprechen und ihn zu fragen, was er für ihn zu tun habe.

Der Steuermann ging mit ihm einige Schritte nach vorn. Da stand die Kiste wieder vor dem Kooß. Tolles glaubte, da müsse mit ihm und seiner Kiste etwas nicht in Ordnung sein. Er wurde wieder feuerrot, und als er einige der Leute drinnen im Kooß lichern und lachen hörte, kam er ganz außer Fassung.

Er blickte den Steuermann an und versuchte über den Einfall der Leute zu lachen. Dies glückte ihm aber nicht. Das Lächeln glich eher einem Zucken um den Mund, während er mit bebender Stimme mehr bat als fragte:

„Wollen Sie mich denn nicht an Bord haben? Sie werfen ja immer wieder meine Kiste heraus.“

„Was, zum Henker, Kerls, macht Ihr mit der Kiste des Jungen? Wollt Ihr sie in des Rududs Namen stehen lassen!“ schrie der Steuermann nach dem Kooß hinüber.

Drüben wurde ein starkes Lichern hörbar.

„Na!“ rief der Steuermann wütend.

Vernt von Hvalör aber entgegnete ernst und ruhig: „Solange ich auf See fahre, bin ich noch nie mit einer solchen Kiste zusammengefahren, Steuermann. Der Deckel ist ja ganz rund — und die Jahreszahl und das Hängeschloß. So etwas gibt es doch sonst nicht.“

Der Steuermann blickte Tolles, dann die Kiste an und lächelte. Der Junge aber stand vor ihm da, groß und stark, blondhaarig und gutmütig. Er sah ganz hilflos in seinem Strohhute und dem grauen Bonjour aus, daß der Steuermann förmlich Mitleid mit ihm fühlte.

„Wir sprechen mit dem Zimmermann, Junge, er soll deine Kiste vornehmen und ihr eine ordentliche Fasson geben.“

„Danke, das ist schon!“ sagte Tolles.

„Aber du hast doch wohl noch andere Kleider, als diese hier?“ Der Steuermann wollte ihm gerne helfen. Wie er sich aber Tolles' Anzug näher ansah, konnte er ein Lächeln nicht ganz unterdrücken. So etwas hatte auch er auf einem Schiffe noch nie gesehen.

Tolles sah es und errötete von neuem. Er wandte sich halb ab und sagte ganz leise, damit die Leute im Kooß ihn nicht hörten:

„Ich glaube, ich müsse mich etwas fein machen, wenn ich hier das erste Mal an Bord komme. Ich habe meine besten Kleider angezogen.“

„Ja, ja — nun beeile dich nur und zieh dich um, ehe der Schiffer an Bord kommt. So seine Kleider können wir auf der Brigg nicht gebrauchen.“

— Als Schiffer Danielsen am Abend erschien, ging Tollef barhäuptig und in Hemdsärmeln umher. Der Schiffer beobachtete ihn aus der Entfernung und murmelte halblaut dem Stenermann zu:

„Ein strammer Junge. Der wird noch mal was.“

(Schluß folgt.)

Denkspruch.

Allezeit frohlich ist gefährlich,
Allezeit traurig ist beschwerlich,
Allezeit glücklich ist betrüglich,
Uns ums andere ist vergnüglich.

Markgraf Karl v. Burgau.



Alle Anschauungen über Tee und Kaffee. Während man jetzt häufiger Warnungen als Lobpreisungen mit Bezug auf Tee und namentlich Kaffee zu lesen bekommt, war man früher ganz anderer Meinung. Dr. Roth aus Halle zieht in einem Aufsatz in der Medizinischen Woche eine Schrift aus Tageslicht, die aus der Feder des Arztes Stephan Blancard gerade vor 200 Jahren erschien und den Titel führte: „Haustus Polyphrestii oder zuverlässige Gedanken vom Thee, Coffee, Chocolate und Taback, Mit welchen der große Nutzen dieser ausländischen Waren sowohl in gesunden als kranken Tagen gründlich und umständlich gelehrt wird.“ Der Tee wird zunächst als bester Kühltrank für alle Kranke empfohlen, gleichzeitig als schweißtreibend betrachtet. Bei der Bräune soll es kein herrlicheres Mittel in der ganzen Welt geben als Tee, der jedoch nicht zu stark genommen werden dürfe. Ferner soll Teewasser sehr köstlich sein wider den Scharbo des Mundes, da es „durch seine liebliche Abstraktion das Zahnsfleisch säubert und dabei einen guten Speichel machet“. Als noch wichtiger scheint man es betrachtet zu haben, daß der Tee den Magen kräftigt und den Appetit steigert. „So man den Magen ein wenig aus seinem Geschick durch Pressen und Weinsaufen gebracht und der Kopf einige Schmerzen empfindet, so nimmt man seine Zuflucht zu dem Thee, jaget dadurch seinen Rausch hinweg und machet das verstellte Gesicht wiederum flüssig. Was ist herrlicher als Thee, wenn man sich beständig brechen und übergeben muß.“ Die Hymne auf den Tee findet ihren Höhepunkt in dem Satz: „Nur gesagt, er läßt nicht zu, daß die Theetrinker jemals erkranken, wenn sie nur eine gute und exakte Lebensregel beobachten.“ Als Kaffee kam für den Verfasser vor 200 Jahren ausschließlich das Gewächs des beglückten Arabiens in Frage, das schon dem Propheten David bekannt gewesen sein soll; wenigstens wird auf eine Stelle im zweiten Buch Samuelis, wo von getrockneten Bohnen die Rede ist, hingedeutet. Der Zusatz von Zucker oder Honig zum Kaffee wird widerraten, weil er dem Blut zuviel Süßigkeit mache. Im einzelnen hilft er gegen rote Augen, gegen übertriebenen Atem, gegen Nasenbluten, Zahnschmerzen, Seitenstechen, Kolik, Wicht usw. Von der Schokolade wird gesagt, ihre Narkotizität komme vornehmlich dem Gehirn zu statuen und verhüte alle Krankheiten, die durch Mangel an Nahrung entstehen. Von den Anschauungen Blancards bezüglich des Tabaks sei nur der Satz hervorgehoben: „der Vorteil, den man beim Rauchen des Tabaks hat, ist unvergleichlich groß; er erleuchtet den Verstand, er weckt die Geister, er bewegt die Werkzeuge der Sinnen und machet den Leib geschickt, den Sinnen zu dienen.“



Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Partie Nr. 12.

Turnierpartie, gespielt zu München am 6. November 1906.

Weiß: R. Niemzowitsch. — Schwarz: R. Spielmann.

Schottische Partie.

1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sb8—c6
3. d2—d4 c5×d4
4. Sf3×d4 Lf8—e5
5. Le1—c3 Dd8—f6
6. Sd4—b5
Gewöhnlich geschieht hier 6. e2—e3; doch geht dabei der Angriff leicht auf Schwarz über.
6. Lc5×e3
7. f2×e3 Ke8—d8
Von Schlechter empfohlen; der Zug bewährt sich aber in dieser Partie nicht. Die „Münchener Neuesten Nachrichten“ empfehlen Df6—h4+
8. g2—g3 Dh4—d8 9. Dd1—g4 g7—g5, worauf die weiße Dame nicht das Feld f4 hat und mit Tempoverlust zurück muß.
8. Sb1—c3 Sg8—e7
9. Dd1—f3
In Betracht kam auch 9. Dd1—d2 nebst 10. 0—0.
9. Sc6—e5
10. Df3×f6 g7×f6
11. Lf1—e2 d7—d6
12. 0—0 f6—f5
13. Ta1—e1!

Hier ist der Turm besser als auf d1 postiert. Er deckt den B3 und bereitet dessen eventuelles Vorrücken vor;

3. B. 13. f5×e4
14. Sc3×e4 f7—f5 15. Se4—g3 nebst 16. e3—e4 mit schönem Figurenspiel.
13. Lc8—e6
14. Sb5—d4 f5×e4
15. Sc3×e4 Se7—d5
Der Springer drohte sich auf f6 festzusetzen.
16. Le2—b5 } Kd8—e7
17. Se4—g3 } Th8—f8
18. Lh5—f3 }

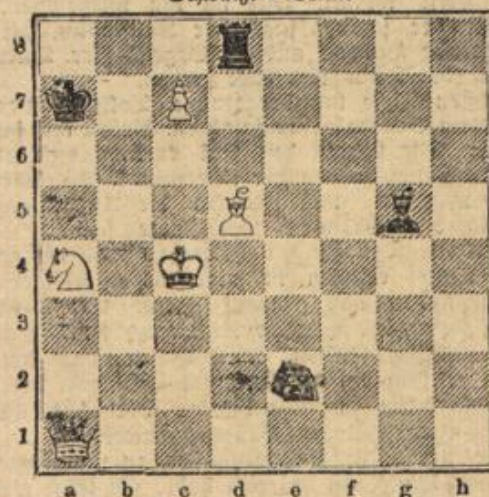
Ein feines Manöver; die schwarze Stellung ist jetzt etwas bedroht.
18. Bd5—f6!
19. b2—b3
Natürlich nicht 19. Lf3×b7 wegen Ta8—b8 nebst Tb8×b2.
19. c7—c6
Falls d6—d5?, so 20. e3—e4. Nach dem Fortzug ist aber der Bd6 geschwächt.
20. Tf1—f2 a7—a5
21. Sd4—f5+ Le6×f5
22. Sg3×f5+ Ke7—e6
23. Sf5—g7+ Ke6—e7
24. Sg7—f5+ Ke7—e6
25. Sf5—g7+ Remis.
Ke6—d7 ist wegen 26. Lf3×e6+ nicht angängig. Weiß begnügt sich mit Remis, hätte aber 3. B. mit a2—a4 noch einige Gewinnchancen gehabt.

Aufgabe Nr. 12.

Von F. Meyer in Schirradorf.

Im Problemtourier der „Tidskrift för Schack“ preisgekrönt.

Schwarz: 4 Steine.



Weiß: 5 Steine.

Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge matt.

1. Kc4—b5 Td8×d5+
2. Sa4—c5+
3. Sd4—b5+
4. Se2—d3 (f6)
5. Lf5—d2 (f6)
6. Sc2—e3+
7. Sd2—e3+
8. Sd2—e3+
9. Sd2—e3+
10. Sd2—e3+
11. Sd2—e3+
12. Sd2—e3+
13. Sd2—e3+
14. Sd2—e3+
15. Sd2—e3+
16. Sd2—e3+
17. Sd2—e3+
18. Sd2—e3+
19. Sd2—e3+
20. Sd2—e3+
21. Sd2—e3+
22. Sd2—e3+
23. Sd2—e3+
24. Sd2—e3+
25. Sd2—e3+
26. Sd2—e3+
27. Sd2—e3+
28. Sd2—e3+
29. Sd2—e3+
30. Sd2—e3+
31. Sd2—e3+
32. Sd2—e3+
33. Sd2—e3+
34. Sd2—e3+
35. Sd2—e3+
36. Sd2—e3+
37. Sd2—e3+
38. Sd2—e3+
39. Sd2—e3+
40. Sd2—e3+
41. Sd2—e3+
42. Sd2—e3+
43. Sd2—e3+
44. Sd2—e3+
45. Sd2—e3+
46. Sd2—e3+
47. Sd2—e3+
48. Sd2—e3+
49. Sd2—e3+
50. Sd2—e3+
51. Sd2—e3+
52. Sd2—e3+
53. Sd2—e3+
54. Sd2—e3+
55. Sd2—e3+
56. Sd2—e3+
57. Sd2—e3+
58. Sd2—e3+
59. Sd2—e3+
60. Sd2—e3+
61. Sd2—e3+
62. Sd2—e3+
63. Sd2—e3+
64. Sd2—e3+
65. Sd2—e3+
66. Sd2—e3+
67. Sd2—e3+
68. Sd2—e3+
69. Sd2—e3+
70. Sd2—e3+
71. Sd2—e3+
72. Sd2—e3+
73. Sd2—e3+
74. Sd2—e3+
75. Sd2—e3+
76. Sd2—e3+
77. Sd2—e3+
78. Sd2—e3+
79. Sd2—e3+
80. Sd2—e3+
81. Sd2—e3+
82. Sd2—e3+
83. Sd2—e3+
84. Sd2—e3+
85. Sd2—e3+
86. Sd2—e3+
87. Sd2—e3+
88. Sd2—e3+
89. Sd2—e3+
90. Sd2—e3+
91. Sd2—e3+
92. Sd2—e3+
93. Sd2—e3+
94. Sd2—e3+
95. Sd2—e3+
96. Sd2—e3+
97. Sd2—e3+
98. Sd2—e3+
99. Sd2—e3+
100. Sd2—e3+